

Eigenthümer zurückzugeben. Jetzt erst warf dieser einen prüfenden Blick auf denselben. Das offene freundliche Gesicht desselben gefiel ihm. Er nahm das Etui und sagte lächelnd : „Nun, den Verlust hätte ich leicht verschmerzt. Aber du scheinst ein ehrlicher Junge zu sein. Da nimm dies!“

Damit reichte er ihm ein Geldstück hin. Heinrich trat jedoch erröthend zurück und sagte :

„Ich bitte um Verzeihung, Herr, das darf ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“ fragte der Herr verwundert.

„Meine liebe Mutter würde mir sehr zürnen, wenn ich das thäte,“ antwortete Heinrich.

„So? sitzt ihr denn so in der Wollé, daß du eine Belohnung verschmäht? Man sollte meinen, ihr könntet es wohl gebrauchen.“ Dabei ließ er seine Blicke über die abgetragene Kleidung des Knaben gleiten.

„Ach nein, wir sind recht arm und unglücklich,“ erwiderte Heinrich leise; „aber meine Mutter sagt, wenn man für eine That sich bezahlen lasse, welche die Pflicht gebietet und keine Mühe kostet, so sei das schlimmer als betteln.“

„Das mag unter Umständen richtig sein,“ bemerkte der Herr. „Aber hast du denn noch niemals gebettelt?“

„Lieber hungern!“ sagte Heinrich bestimmt.

„Sehr schön gedacht!“ nickte der Herr, dessen Theilnahme für den Knaben sichtlich wuchs. „Wenn ich dir aber Gelegenheit gäbe, eine Mark ehrlich zu verdienen, würdest du dich dann auch noch weigern?“

„O nein, mein Herr, ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein.“

„Gut, dann trage mir diese Reisetasche. Mein Wagen ist ausgeblieben und ich habe mich vergebens nach einem Dienstmann umgesehen. Komm!“

Heinrich nahm die Tasche und schritt neben dem Herrn her. — Unterwegs erkundigte sich dieser nach seinem Namen, seiner Wohnung und seinen Verhältnissen. Der Knabe erzählte sein Vater, der eine Stelle als Buchhalter bekleidet habe, sei vor einem halben Jahre ge-

storben. Seine Mutter lebe seitdem in großen Nahrungssorgen. Zwar suche sie durch Handarbeit etwas zu verdienen; allein dieses reiche nicht aus, um sich mit ihren drei Kindern zu ernähren. Schon habe sie ihre Schmucksachen verkaufen müssen, und sie sähen jetzt einer trüben Zeit entgegen. Er selbst habe seit seinem neunten Jahre eine höhere Schule besucht, aber seine Studien nach dem Tode des Vaters einstellen müssen. Seinen Lieblingsplan, die Kaufmannschaft zu erlernen, habe er ebenfalls aufgegeben, und sein einziges Streben sei darauf gerichtet, eine Stelle anzunehmen, die es ihm möglich mache, etwas zu verdienen, damit er seiner armen Mutter die Last und Sorge vermindern könne. Allein auch hierin seien alle seine Bemühungen ohne Erfolg gewesen.

„Da wird doch wohl Rath zu finden sein,“ sagte der Herr gütig. „Wenn einer etwas Rechtes gelernt hat und dabei fleißig und brav ist, so findet er immer seinen Platz. Wer weiß, vielleicht bescheert dir das Christkindchen über Nacht eine Stelle,“ setzte er lächelnd hinzu. „Doch da sind wir am Ziele. Diesmal wirst du hoffentlich meine Gabe nicht zurückweisen.“

Sie befanden sich vor der Thür eines großen Hauses. Der so freundliche Herr gab dem überraschten Knaben zwei Markstücke, erhielt seine Tasche zurück und zog die Schelle. Heinrich nahm das Geld mit herzlichem Danke an, grüßte höflich und wandte sich dann zum Fortgehen.

Nun hatte er ja genug, um ein bescheidenes Christbäumchen und einige Kleinigkeiten für die beiden Schwesternchen und die Mutter zu kaufen. Dieser Gedanke stimmte ihn froher.

Da — er war kaum fünf Schritte gegangen — sah er, wie ein kleines Mädchen, welches quer über den Straßendam kam und eine Medizinflasche in der Hand trug, in einem glattgefahrenen Wagengeleise ausglitt und zu Boden stürzte. Dabei zerbrach die Flasche, so daß deren Inhalt sich in den Schnee ergoß. Heinrich eilte zu dem Kinde und hob es mittheilig auf, indem er sagte: „Hast du dir wehe gethan, armes Mädchen?“

„Ach nein,“ schätzte dieses. „Aber, o mein Gott, die Flasche ist entzwei! Nun kann